

MAGDALENA

PARYS

DER PRINZ

MAGDALENA

PARYS

DER PRINZ

Aus dem Polnischen von
Lothar Quinkenstein und Hans Gregor Njemz



Im Westen nichts Neues
Erich Maria Remarque

FAKTEN

Im Archiv des Bundesnachrichtendienstes wurden Unterlagen entdeckt, die belegen, dass vier Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg zweitausend deutsche Offiziere in Deutschland eine Armee aus Veteranen der Wehrmacht und der Waffen-SS aufbauten. Die Vorbereitungen dazu trafen sie ohne Mandat der deutschen Regierung, ohne Wissen des Parlaments und unter Umgehung der alliierten Besatzungsmächte. Im Kriegsfall hätte die Armee aus vierzigtausend Soldaten bestehen sollen.



Anton van Dyck (1599–1641), *Ecce Homo*,
um 1620, Öl auf Leinwand

Das Gemälde gehörte dem Warschauer Bildhauer
Stanisław Jackowski. Während des Zweiten Weltkriegs
wurde die private Sammlung des Malers fast vollständig
zerstört und geplündert.

KAPITEL 1

Denn wer nicht gegen euch ist, der ist für euch.
Evangelium nach Lukas 9,50

– 14. Mai, am Rande Berlins –

Die Siedlung brannte.

Max wusste, dass das Feuer schnell auf alle Häuser überspringen würde. Drei Monate lang hatte er sich vorbereitet, seine Ziele wählte er nicht blindlings aus. Die Siedlung lag am Stadtrand in der Nähe des Waldes, einhundertvierundneunzig Menschen wohnten hier. Vierundsechzig Türken, vier Polen, sechs Libanesen, zwölf Russen, der Rest Deutsche.

»Wer mit der Pest zusammen haust, wird am Ende selber zur Pest«, hörte er einen seiner Leute hinter sich sagen.

Max sah nach der Uhr.

– 3.05 Uhr –

Pünktlich um drei Uhr fünf gossen sie Benzin über Mülltonnen, Rasenflächen und Autos, dann legten sie Feuer. Ehe Rauch, Explosionen und Schreie irgendwen in Alarm versetzen konnten, würden Max' Leute flache Platten unter ihren Schuhen befestigen und im Wald verschwinden. Nach zwanzig Minuten würden sie den verfallenen Transitparkplatz aus DDR-Zeiten erreichen. Das Allerwichtigste war der Plan. Das Detail. Das, was andere nicht sahen.

Der Reisebus war kaum von den Büschen zu unterscheiden. Ohne den schwachen Schein der Taschenlampe hätten sie ihn übersehen. Ein kleiner Mann in Generalsuniform sprang aus dem Fahrzeug.

»Ihr Vater wäre stolz auf Sie«, sagte er und schüttelte Max die Hand.

Währenddessen legten zwölf Männer eilig Sturmhauben und schwarze Kampfanzüge ab und streiften Bundeswehruniformen über. Von der Autobahn her tönnten die Sirenen der Feuerwehrautos und Krankenwagen. Kurz darauf folgte der dröhnende Lärm von Militärgerät. Zwei grauhaarige Männer traten aus dem Gebüsch, Morton und Haver, Max' engste Mitarbeiter.

»Wir haben ihn, Chef!«, sagten beide zugleich.

Max schmunzelte.

Das dumpfe Dröhnen der vorüberfahrenden Artillerie war immer deutlicher zu hören, erste Bundeswehrfahrzeuge lösten sich aus dem Dunkel. Der General schlug die Hacken zusammen, legte die Finger an das schwarze Barett und wandte sich zum Reisebus. Schweres Militärgerät rollte über die Autobahn, dahinter fuhr ein Bus wie der, der immer noch auf dem Parkplatz stand. Den Abschluss des Konvois bildeten gepanzerte Lastwagen mit den modernsten Waffen made in Germany. Max gab ein Handzeichen: Der Reisebus mit seinen Soldaten verließ den ehemaligen DDR-Transitparkplatz und reihte sich als letzter in die Kolonne ein.

Die Übungen deutscher Truppen im polnischen Drawsk erstaunten niemanden, die einen begannen, andere gingen zuende. Europa konnte man stets einreden, es drohe ein Krieg gegen Russland, und den jungen Nato-Mitgliedern, sie seien die Soldaten, die das Vaterland brauche. Max' Leuten genügten einige Schulungen »Deutschland den Deutschen«. Klarer Inhalt, einfache Botschaft, rasche Resultate. Überzeugte zu überzeugen, war nicht schwer.

»Das ist deine Zeit«, sagten unscheinbare Männer in Rollstühlen und mit Schläuchen in der Nase, einst SS-Obersturmbannführer

und später Generäle der Bundesrepublik. Heute nur noch Schatten ihrer selbst, aber mit großem Einfluss und Grundbesitz. Jetzt, an ihrem Lebensabend, verließ Max ihrem Dasein einen Sinn, nahm ihren Gemütern die Bitterkeit. Dem Geschick überaus dankbar für sein Erscheinen, tätigten sie Überweisungen und überschrieben ihm ihre Vermögen. Bündelten ihre Kräfte. Max, der langersehnte Erlöser.

Er sah den entschwindenden Lichtern der Fahrzeuge nach. Die wahren Herausforderungen warteten woanders. Die Geschichte schloss zwar gern den Kreis, doch – wie sein Vater zu sagen pflegte – von einem selbst hing es ab, ob man aus der Vergangenheit Asche oder Feuer mitnahm. Er fragte sich, ob sein älterer Bruder schon wusste, dass er, Max, zurück war. Und ob er Angst hatte.

Morton und Haver ließen ihn nicht aus den Augen. Sie warteten.

»Wo ist er?«, fragte Max.

Sie deuteten mit der Taschenlampe auf das Gebüsch. Der große Sack regte sich kaum.

»Also, an die Arbeit«, sagte Max.

Plötzlich zeichnete sich hinter dem Sack eine Gestalt ab. Max erkannte den Messerstecher sofort. Morton und Haver erzitterten unwillkürlich.

– 15. Mai, Berlin-Mitte, 16.00 Uhr –

Berlin versank in den Fluten.

Johann Wilhelm Karas, Prediger des Berliner Doms im Ruhestand, schlurfte ans Fenster. Nach vierundzwanzigstündigem ununterbrochenem Regenguss hatte die ihm bekannte Welt ihre Umrisse eingebüßt und zu bestehen aufgehört.

Die anschwellenden Wassermassen quollen aus den Gullys, Menschen huschten mit zerknickten Regenschirmen vorüber, versuchten, den Sturzbächen auszuweichen, die durch die Straßen strömten. Unweit des Berliner Doms blieben die Autos an den

tiefsten Stellen der Fahrbahn stecken. An dem großen Bau, der in Kürze das Stadtschloss hervorbringen sollte, hatte der Wind die Plane heruntergerissen und das Gerüst beschädigt, Skulpturen umgestoßen und frischgepflanzte Bäume entwurzelt. Hunderte Bretter und Metallrohre schlingerten herrenlos durch die Straßen. Die Kanalisation kollabierte, Busse und Stadtbahnen stellten den Betrieb ein. In Charlottenburg, einem der ältesten Stadtteile Berlins, stürzte ein historisches Wohnhaus in sich zusammen.

»Eine Katastrophe!«, rief im Fernseher der blasse durchnässte Regierende Bürgermeister. Etwas Großes, ein Gerüst, vielleicht eine Reklametafel, brach krachend zusammen und ging direkt neben ihm nieder. Jemand schrie auf. Das Bild verschwand mit- samt dem Regierenden Bürgermeister. Einen Augenblick lang pas- sierte nichts, und erst einige Sekunden danach erschien Wilfried Gräßling auf dem Bildschirm, der Chef der Berliner Feuerwehr.

»Bleiben Sie zu Hause!« rief er die Berliner auf. »Gehen Sie nicht nach draußen!«

Der Pastor versuchte sich zu entsinnen, wann er zuletzt der- artige Szenen mitangesehen hatte, aber ihm fiel nichts ein. Wieder ging sein Blick hinüber zur Spree, sie sah aus wie ein verblichener Teppich, der von wütendem Kugelhagel hochgerissen wurde. Die Uhr zeigte:

– 16.10 Uhr –

Um diese Zeit betete Karas seit vielen Jahren im Dom. Gestern hatte er das Haus wegen des Regens zum ersten Mal seit unvor- denklischen Zeiten nicht verlassen, doch heute wollte er sich nicht geschlagen geben. Er brauchte die Kerzen, den blanken Marmor, die glatten Fliesen, er brauchte Gott. Er schlurfte in den Flur. Aus dem Schrank suchte er den Regenmantel hervor, die Gummistiefel, irgendwo war doch auch ein Regenschirm, nur wo? Da ist er! Er wollte schon die Tür zuziehen, als er bemerkte, dass er die Schlüs- sel vergessen hatte. Hedwiga Albertina Karas hatte immer gesagt:

Wenn du umkehren musst, setz dich hin und sprich ein Gebet. Er mochte diese kaschubische Zauberei nicht, doch Großmütter haben auch nach ihrem Tod noch große Macht über die Enkel, sogar bei Priestern, also seufzte er, setzte sich und sprach vorbildlich ein Gebet. Er verspürte ein Ziehen im Knie. Jahrelanges Beten, der Beweis für treuen, redlichen Dienst. Seine Großmutter wäre stolz auf ihn. »Ich werde kindisch«, dachte er und ging hinaus.

Sofort trat er in eine Vertiefung und stand bis zu den Knien im Wasser. Der Wind hob die Mantelschöße an, zerrte am Regenschirm, zerbrach die Drähte. Der vom Wind hochgerissene Mantel versperrte ihm die Sicht, vorsichtig schritt er voran, versuchte, die tückischen Lücken in den Gehwegplatten zu ertasten. Zum Glück hatte er es nicht weit, nur einige hundert Meter. Der Weg, für den er unter normalen Umständen zwei Minuten benötigte, dauerte jetzt zehn. Endlich stand er vor dem Berliner Dom. Er hob den Blick. Johann Wilhelm Karas, ein kleiner schwarzer Punkt vor dem Koloss aus dem neunzehnten Jahrhundert. Im strömenden Regen war nicht viel zu erkennen. Langsam erklimm er die Treppenstufen. Nur wenige Schritte trennten ihn noch von den Säulen des Durchgangs, als plötzlich, unter der großen Engelsfigur »Wahrheit«, im schwachen Schein der flackernden Birne, ein Schatten vorüberhuschte. Er blieb stehen, lauschte ein paar Sekunden, doch nichts geschah. Für gewöhnlich trieben die Wachleute um diese Stunde die letzten Touristen zum Ausgang, aber heute war der Dom menschenleer. Seit ein paar Tagen war er wegen Renovierung geschlossen.

Der Pastor bog ab und verschwand im Dunkel des Durchgangs. Ungefähr in diesem Augenblick begann er, das Ritual zu zelebrieren; langsam drehte er den großen Schlüssel im Schloss, mit Bedacht tippte er den Code ein, trat schließlich über die Schwelle des Gotteshauses. Der einzige Ort auf Erden, an dem er Gottes wahre Nähe spürte. Innen herrschte gänzlich ungetrübte Stille. Sogar jetzt noch, während der Renovierungsarbeiten, überwog das Gemisch aus Kalk, Staub und feuchtem Holz den Geruch der Farben und

Lösungsmittel. Wegen des Wetters waren die Arbeiter heute nicht erschienen oder bereits gegangen. Sehr gut, freute er sich. Selten konnte er hier allein sein. Er schlurfte zum Altar, hinterließ dabei nasse Spuren.

Seit langem wusste er, dass sein Lebenstraum nicht in Erfüllung gehen würde: Der verstümmelte Eckturm sowie die Laterne und das Kreuz auf der Hauptkuppel würden nie wieder in den Ursprungszustand versetzt. Der Berliner Dom war ein eingetragenes Baudenkmal, was die Rekonstruktion des Vorkriegszustandes formal unmöglich machte. Seit einigen Jahren reichte das Geld gerade dafür, Abgebrochenes zu erneuern und Verschmutztes zu reinigen. Zwar hatte die Stadtverwaltung wegen des Schlosses, dessen großer Bau demnächst auf der anderen Straßenseite entstehen sollte, eine durchaus ansehnliche Summe für die laufende Unterhaltung des Domes bewilligt, doch Karas war nicht zufrieden. Er hielt diese Summe für einen Tropfen auf den heißen Stein. Für eine Beleidigung und ein Almosen, eigentlich eine Frechheit. Das Schloss war ihm verhasst, er begriff nicht, wie man in der Nähe des Doms etwas bauen konnte, das mit ihm konkurrierte, ihm seinen Glanz benahm. Er konnte nicht begreifen, weshalb sich ganz Deutschland über die Wiedererstellung eines Bauwerks ereiferte, von dem nicht einmal ein historischer Trümmerhaufen übriggeblieben war. Die Russen hatten in dem – schon reichlich kriegsbeschädigten – Schloss ein Sinnbild des »preußischen Imperialismus« gesehen und es 1949 gesprengt. Siebzig Jahre später wurde es nach Archivbildern rekonstruiert. Karas wollte das nicht in den Kopf.

Er kniete in der ersten Bank nieder und schaute zu dem hohen Buntglasfenster hinauf. Verwundert stellte er fest, dass es mit einem großen weißen Tuch verhängt war. Zuerst dachte er, es handle sich um eine optische Täuschung in dem schwachen Kerzenlicht, doch als er aufstand, sah er, dass das Tuch noch immer da hing. Vorgestern war es noch nicht dagewesen. Von einer Erneuerung der Fenster hatte er noch nichts gehört.

Erst jetzt fiel ihm auf, dass auch die Kerzen an der Treppe zum

Chorraum brannten. Dies erschien ihm ebenfalls merkwürdig, denn nach dem Gottesdienst ließ man sie sonst nie brennen, schon gar nicht jetzt, während die Kirche renoviert wurde. Der alte Domprediger spürte ein unangenehmes Kribbeln im Rücken. Er ging zur Treppe, schnappte sich einen Kerzenleuchter und sah hinauf. Der fahle Schein erhellte für einen kurzen Augenblick die kunstvollen zwölf Apostelfiguren im goldenen Schreinaltar, die hohen Figuren Martin Luthers und Philipp Melanchthons auf den korinthischen Säulen. Sie standen da wie immer, streng, toten Blickes vor sich hin starrend, steif und fern. Die versteckt am Altar platzierte Uhr zeigte:

– 16.25 Uhr –

Karas trat auf die Stufen, ging am Altar vorbei und sah unter die Plane. Ihm schien, dass etwas von ihr heruntertropfte.

Tropf. Tropf. Tropf.

Eine rote Flüssigkeit sickerte von der Plane direkt in einen goldenen Kelch und bildete eine kleine Lache um ihn herum. Was war das? Er beugte sich vor. Blut?! Ungeschickt hielt er sich am Altar fest, hob den Leuchter, dann riss er, ohne zu überlegen, heftig an dem Stoff. Schwer fiel er herab. In tausend Farben funkelte das Buntglasfenster. Der alte Mann kniff die Augen zusammen, schrie auf vor Entsetzen.

»Großer Gott!«

– Berlin-Prenzlauer Berg, 17.20 Uhr –

Tschapieskis Hose fiel hinab bis zu den Knöcheln, er behielt nur das Hemd an, war von der Gürtellinie abwärts nackt. Margeritha sah ihn mit unverhohlener Bewunderung an. Das beachtliche Gemächt des Polizeipräsidenten lugte angriffslustig unter dem großen Bauch hervor. Sie übte ihr schweres Gewerbe seit vielen Jahren aus, aber noch nie hatte sie einen so rüstigen Kunden gehabt. Seit zwei Jahrzehnten kam er regelmäßig zu ihr, und noch immer ließ

der Anblick ihres Körpers ihn erbeben. Solch geile Kerle mochte sie gern. In diesem Monat besuchte er sie zum fünften Mal, und es würde sicherlich nicht das letzte Mal bleiben. »Dein Geliebter ist da«, amüsierten sich die anderen Mädchen, und sie lagen nicht ganz falsch damit.

»Na, komm her, du kleiner Bullterrier«, sagte sie mit heiserer Stimme. Tschapieski versuchte, sich aus den Hosenbeinen zu befreien, strauchelte, ging fast zu Boden. Im letzten Augenblick konnte er das Gleichgewicht halten und näherte sich ihr.

»Stop!«, bremste sie ihn unvermittelt. »Heute wollen wir uns anders vergnügen! Alexa!«, rief sie dem geheimnisvollen Apparat zu. »Fever!«

Aus dem kleinen Lautsprecher ertönte Peggy Lees Stimme. Margeritha stand auf und wiegte die Hüften. Sie bewegte sich im Rhythmus der Trommel bald nach rechts, bald nach links. Dieser Tanz lag ihr im Blut, ihre Mutter kam aus der Türkei, ihr Vater aus der ukrainischen Steppe. Goldene Glöckchen klingelten, Pailletten blinkten, der erste Schleier fiel, der zweite.

»Ick hab keene Zeit für Späße«, schnaufte Tschapieski und stürzte sich auf sie.

– 17.28 Uhr –

Der Blonde machte die Tür einen Spalt breit auf und sah ins Zimmer. Tschapieskis großer weißer Hintern bewegte sich im Rhythmus des Liedes, irgendwo darunter leuchteten die Schenkel wie Säulen. Sein Gesäß bewegte sich immer schneller, der Polizeipräsident röchelte immer heftiger, die Schenkel hüpften höher und höher, stießen erbarmungslos an die Bettkante.

»Tschapieski!«, rief der Blonde.

Keine Reaktion.

»Tschapieski!!!«

Der Hintern blieb in der Luft hängen, die Schenkel sanken nieder. Zwei verschreckte Gesichter sahen nach der Tür.

»Ein neuer Fall«, meldete der Blonde und lächelte Margeritha an. »Sie verzeihen.«

Er hob die Hose auf, knuffte Tschapieski damit.

Der Polizeipräsident erstarrte und brachte erst nach einer Weile das Gebrüll eines verwundeten Bisons hervor.

»Zack, zack«, trieb ihn der Blonde an und sah auf die Uhr.

– 17.31 Uhr –

Wie dieses Arschloch ihn im Puff ausfindig gemacht hatte, wollte Tschapieski lieber nicht wissen. Hätte ihn nicht jemand Wichtiges vor Jahren angewiesen, mit diesem unmöglichen Menschen zusammenzuarbeiten – der Berliner Polizeipräsident hätte jetzt nicht für sich garantieren mögen. Bei sich selbst nannte er ihn schon immer den Blonden oder das Arschloch, seinen wahren Namen kannte er nicht. Der Blonde hatte ihn schon gepiesackt und ausgenutzt, als Tschapieski noch Chef der Ermittlungsabteilung gewesen war, aber so weit war er nie gegangen. Etwas ganz und gar Ungeheuerliches musste vorgefallen sein.

»Schneller!«, drängte der Blonde, obwohl der Polizeipräsident so schnell die Treppe hinuntersprang, wie er konnte.

Im strömenden Regen liefen sie zu dem Wagen, der vor der Tür des Puffs wartete. Der Blonde schubste Tschapieski hinein, klemmte dessen Mantel in der Tür ein und nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Mit quietschenden Reifen fuhren sie los. Dem Flegel polier ick die Fresse, dachte der Polizeipräsident gequält, als er seinen teuren Staubmantel im Wind flattern sah. Er verharrte in regloser Wut, bis es in seiner Manteltasche klingelte.

»Handy her!«, befahl der Blonde.

»Was?«

»Das Telefon, los!«

Da sich Tschapieski nicht rührte, griff der Blonde nach hinten und schnappte ihm mit einem geschickten Griff das Handy aus der Tasche.

»Habt ihr ihn?«, schrie er in den Apparat.

Die Antwort stellte den Blondem ganz offensichtlich nicht zufrieden, denn er legte auf und wählte hastig eine Nummer.

»Habt ihr ihn?!«, wiederholte er, fluchte und steckte das Telefon in die Tasche. Seine.

Tschapieski stand zunächst der Mund offen, bis er mit dem drohenden Flüsterton, der all seine Untergebenen in Panik versetzte, sagte:

»Geben Sie mir bitte das Telefon wieder.«

Der Blonde reagierte nicht.

»Links!«, befahl er dem Fahrer.

Tschapieski schlug aus Hilflosigkeit an die Scheibe. Im Auto herrschte feindseliges Schweigen, unterbrochen vom Scheibenwischergeräusch.

Sie waren da. Tschapieski sah den Bau des Berliner Doms an und freute sich insgeheim, dass dies die letzte Fahrt dieser Art in seinem Leben sein würde. Weiter würde der Blonde nicht mehr mit ihm fahren, in wenigen Monaten wurde er pensioniert. Also stieg er aus und sah seinen Verfolger herausfordernd an. Doch der schnappte ihn am Arm und schubste ihn voran.

»Pfoten weg!« Der Polizeipräsident riss sich los und nahm Haltung an.

Schweigend erklimmen sie die breite Treppe. An der korinthischen Säule mit der Engelsfigur »Wahrheit« tauchte unversehens ein Elitesoldat im Kampfanzug auf.

»Hier entlang«, sagte er und führte sie zu einer Seitentür.

Sie betraten einen kleinen dunklen Raum. Dann durchschritten sie das Seitenschiff und erreichten den Altar, wo die Kerzen allmählich niederbrannten.

»Dort«, zeigte der Soldat.

Überall standen Eimer, Gerüste und Farben. Sie stiegen die Treppe hinauf, passierten den Altar und standen vor dem Buntglasfenster. Dort stand etwas – wahrscheinlich ein mit einer Plane verhülltes Gerüst. Am Altar, unweit des Fensters, kniete ein Pfar-

rer mit zerzaustem weißem Haar, die Hände zum Himmel empor-gereckt, inbrünstig betend. Neben ihm stand ein weiterer Elite-soldat, die Waffe zu Boden gerichtet, er rührte sich nicht von der Stelle. Dieser Anblick war so unwirklich, dass es aussah wie in einem Kostümfilm. Tschapieski schauderte.

Der Mann im Kampfanzug hob die Taschenlampe und lüftete die Plane. In den ersten Sekunden dachte Tschapieski, was er sah, wäre ein gewöhnliches Kreuz mit einem ungewöhnlichen Christus. Doch der Gekreuzigte war keine Figur. Es war ein ans Kreuz genagelter Leichnam. Schulterlanges dunkles Haar, Dornenkrone, das Gesicht von einem Bart verdeckt. Etwas aber stimmte nicht an dieser Darstellung, ein fremdes Element störte die gewohnte Ordnung. Der tote Jesus hatte unnatürlich aufgebogene Rippen. Er sah aus wie ein Vogel, der jeden Augenblick abhebt. Was ihn daran hinderte, waren die Schnüre, die ihn hielten. Und die Nägel in Handflächen und Füßen. Vervollständigt wurde das makabere Bild durch den Kelch in der Blutlache.

Tschapieski schluckte hörbar und trat einen Schritt zurück, als er plötzlich den durchdringenden Bariton des betenden Pfarrers vernahm:

»Und als sie ihm nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Gewändern. Die sagten: ›Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg gen Himmel aufgenommen wurde, wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt gen Himmel fahren sehen.‹ Und er ist wiedergekommen. Da ist er!«

Es herrschte Grabesstille.

»Schön«, sagte der Blonde. »Packt den Plunder ein«, befahl er den Soldaten in den Kampfanzügen.

Der Polizeipräsident folgte dem Blondem zum Ausgang.

Aus dem Innern der Kirche hörten sie die Stimme des Pfarrers:

»Der Herr ist euch erschienen! Frohlockt, ihr Gläubigen!«

Die Uhr am Altar zeigte:

– 18.00 Uhr –

Sie sprachen kein Wort, bis das Auto dunkel und leise wie ein Geist heranfuhr. Es hatte wieder zu nieseln begonnen. Die Straßenslaternen brannten nicht. Langsam glitten sie durch die menschenleere Stadt, wichen mühsam den Hindernissen aus, die das Wasser geschaffen hatte. Tschapieski hatte ein schwarzes Loch im Herzen; hinter seinen geschlossenen Lidern sah er noch immer die unnatürlich aufgebogenen Rippen, den gemarterten Leib, im Ohr dröhnte ihm noch immer die Stimme des Dompredigers. Plötzlich fiel ihm ein, dass er schon einmal so mit dem Blondem durch Berlin im Regen gefahren war. 2011 war es gewesen. In einem leerstehenden Roma-Mietshaus in Neukölln war damals der Leichnam eines gewissen Frank Derbach aufgefunden worden, eines Mitarbeiters der Stasiunterlagenbehörde. Damals hatte Tschapieski begriffen, dass er als Chef der Kriminalpolizei lediglich passiver Zeuge der Ereignisse war, der Blonde indes der Hauptakteur. Er ahnte, dass seine Beförderung zum Berliner Polizeipräsidenten die Belohnung für weitere Jahre der Zusammenarbeit und sein Schweigen im Fall Derbach sein sollte. Jetzt kam ihm das gelegen. Er wollte nichts mehr, erwartete nichts mehr. Was er erreichen sollte, hatte er erreicht. Wenige Monate vor der Pensionierung konnte er den Fall eines im Berliner Dom gekreuzigten Jesus nicht gebrauchen. Höchstwahrscheinlich wollte der Blonde ihn wieder als Deckmantel benutzen. Bitte sehr, Tschapieski hatte nichts dagegen! Noch vor kurzem hätte er protestiert, hätte getobt, aber heute wollte er bloß noch seine Ruhe. Er spähte nach der Digitaluhr im Armaturenbrett.

– 18.05 Uhr –

Sie hielten an einer Kreuzung, ließen mehrere Feuerwehrautos passieren.

Wieder klingelte das Telefon, sein Telefon.

»Ja«, rief der Blonde in den Hörer, seinen Tschapieski'schen

Hörer. »Sucht weiter, der kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

Im flackernden Licht der Feuerwehrscheinwerfer sah Tschapieski die Finger des Blondes sein altes abgenutztes Handy umklammern. Klein und unscheinbar, mit abgewetzten Zeichen auf den Tasten, verband es ihn seit sechs Jahren mit der Welt. Er pflegte es und gab es regelmäßig zur Wartung. Viele Monate hatte es gedauert, bis er gelernt hatte, SMS damit zu verschicken, Nachrichten zu lesen und neue Nummern zu speichern. Dem findigen Türken, der es für ihn auf den neuesten Stand brachte, war es sogar gelungen, den Speicher des Gerätes zu erweitern. Unbestreitbar war das Handy ein wichtiger Gegenstand im Leben des Polizeipräsidenten.

»Da haben Sie also einen Fall!«, sagte unvermittelt der Blonde und steckte das Telefon ein.

Tschapieski zuckte zusammen.

»Bitte?«

»Sie übernehmen die Ermittlungen sofort. Das ist jetzt Ihr Fall.« Tschapieski verstand nicht. »Was ist los? Welcher Fall?«

»Den Fall des Jesus im Dom.« Der Blonde sah ihn vielsagend an.

Der Polizeipräsident verstummte.

»Ich steige aus«, teilte er schließlich mit und suchte im Dunkeln nach dem Türgriff.

Der Fahrer drückte einen Knopf und verriegelte so alle Türen.

Tschapieski stürzte sich über den Sitz hinweg auf ihn, doch im selben Augenblick sah er den auf sich gerichteten Lauf. Der Fahrer schaute sich nicht einmal um: Mit einer Hand lenkte er, mit der anderen zielte er auf den Polizeipräsidenten.

»Glauben Sie an Runen?«, fragte auf einmal der Blonde. Das Wasser aus dem Gully schoss bereits bis zum ersten Stock empor.

»Bitte was?!«

»An Runen«, wiederholte der Blonde.

»Was für Runen?! Sind Sie noch ganz dicht?«

Der Blonde sagte ihm etwas, doch der wütende Polizeipräsident hielt sich ostentativ die Ohren zu. Sie bogen links ab, dann wieder links. Sie fuhren langsam, eine der Straßen war unpassierbar.

»Armageddon«, murmelte der Fahrer und setzte zurück.

Tschapieski verlor die Orientierung. Sein ganzes Berufsleben hatte er in den westlichen Bezirken Berlins verbracht, auch nach dem Mauerfall war er selten in den Ostteil vorgedrungen. Doch als der Fahrer vor einem grauen Mietshaus mit vernagelten Fenstern anhielt, erkannte er sofort die ehemalige Abhörzentrale der Stasi.

»Wir sind da«, sagte der Blonde.

Tschapieski stemmte sich hoch, setzte die Füße aus dem Auto und spürte das Wasser, das ihm in die Schuhe floss. Augenblicklich baute sich der Fahrer vor ihm auf, wies auf den Hauseingang und schlug die Jacke zurück, unter der die Walther PP glänzte. Tschapieski versuchte sich zu entsinnen, ob er diesen Mann je zuvor in der Nähe des Blondens gesehen hatte, aber ihm dämmerte, dass er den Blondens bisher immer allein getroffen hatte; nur bei ihrer ersten Begegnung hatte er mehrere Personen um sich gehabt.

»Gehen wir!«, hörte er jemanden sagen.

Durch eine große Pfütze watend, folgte er resigniert seinem Peiniger: erst zum Hauseingang, dann durch das dunkle Treppenhaus bis in den Keller. Sie gingen einen langen Gang entlang, bis der Blonde eine schwere Metalltür öffnete. Sofort flammte helles Licht auf. Tschapieski blickte in einen kleinen, weiß verkleideten Raum. In der Mitte ein Tisch mit einem Aschenbecher darauf, zwei Stühle, ein Waschbecken und eine Kloschüssel. Sonst nichts.

»Bitte«, sagte der Blonde und warf eine Ledermappe auf den Tisch. Aus der durchnässten Jacke zog er Zigaretten hervor, ohne dem Polizeipräsidenten eine anzubieten. Er wusste, dass dieser nicht rauchte. Er wusste alles über ihn. Er wartete, bis der Polizeipräsident sich in den Stuhl gezwängt hatte, dann holte er zwei Fotos aus der Mappe und legte sie auf den Tisch. Tschapieski setzte seine Brille auf und betrachtete eine Weile den gekreuzigten Leib mit den unnatürlich aufgebogenen Rippen.

»Das sieht aus wie ...«, begann er und suchte nach einer Formulierung.

»Flügel?«, schlug der Blonde vor.

»Wie Flügel.«

»Das sind Flügel. Mit dem Fachbegriff: ein Blutaar. Genauer: ein Blutaar am Kreuz im Berliner Dom. Das Opfer ist ein Pfarrer.« Der Blonde setzte sich Tschapieski gegenüber. »Wir haben Glück.« Er lachte sarkastisch. »Die Journalisten sind jetzt mit dem Hochwasser beschäftigt. Wir können den Dom sauber machen, bevor sie etwas davon mitbekommen. Bis jetzt wissen nur wir von ihm.«

»Ich will nichts von ihm wissen!«

Tschapieski schob die Bilder von sich. Einen Augenblick lang hatte er doch Lust zu fragen, wer der andere war. Es waren zwei Aufnahmen und zwei gekreuzigte Leichname. Obwohl er es überhaupt nicht wollte, dachte der Polizeipräsident schon jetzt als Polizist. Sofort fiel ihm auf, dass die Tatorte nicht denselben Hintergrund hatten. Hinter dem einen gekreuzigten Christus war kein Fenster, hinter dem anderen schon.

»Tschapieski, hören Sie zu. Wir haben ein Problem. Das ist schon der zweite gekreuzigte Pfarrer in der Stadt.«

»Sie haben vielleicht ein Problem. Ich habe gar keine Probleme. Überhaupt keine!« Der Polizeipräsident grinste. »Ich werde pensioniert!«

»Wieso pensioniert?«, wunderte sich der Blonde und zündete sich eine Zigarette an. »Von Pensionierung kann keine Rede sein!«

Tschapieski wurde blass und erhob sich mitsamt dem am Gesäß klemmenden Stuhl.

»Wenn Sie nicht machen, was ich sage, gibt es morgen in ganz Deutschland ein Geschrei wegen des Blutaars.« Der Blonde drohte nicht, er sagte es gleichgültig mit matter Stimme. »Und Sie halsen sich die Ermittlungen, die Presse und alles Übrige auf. Offizielle Ermittlungen.« Die beiden letzten Worte sprach er langsam und deutlich aus. »Jetzt können Sie noch das Heft in die Hand nehmen. Ich gebe Ihnen eine einzigartige Chance: Übernahme des Falls im

richtigen Moment. Noch kann man ohne Zeugen ermitteln und ohne Presse ... Inoffiziell.« Der Blonde sprach noch immer ruhig, verfolgte jedoch aufmerksam Tschapieskis Reaktion.

»Verdammt nochmal!«, unterbrach ihn der Polizeipräsident und befreite sich aus dem Stuhl. »Das ist dein beschissener Fall, nicht meiner!« Aus Nervosität duzte er den Blonden.

»Angenehm«, verneigte sich der andere. »Ich bin Paul. Sonst hast du dich angestellt, wenn ich dir Ermittlungen weggenommen habe, und jetzt, wenn ich sie dir überlassen möchte, ist es dir auch nicht recht. Du bist nicht leicht zufriedenzustellen.«

»Ich werde in diesem Fall nicht ermitteln.«

»Du wirst.«

Tschapieski drehte sich um, machte zwei Schritte und öffnete die Tür, doch im dunklen Gang stand der hochgewachsene Fahrer und klopfte auf die ausgebeulte Jackentasche.

»Was solls«, fuhr Paul fort und zog das Handy aus der Tasche. »Mit dieser Reaktion habe ich nicht gerechnet, aber ich habe natürlich eine Notlösung vorbereitet.«

»Gott sei Dank!« Tschapieski trat von der Tür zurück. »Augenblick mal ... Was machst du da?«

»Ich rufe im Kommissariat an und melde einen Mordfall.«

»Mit meinem Handy?«

»Mit welchem denn sonst?«

»Warte mal.«

Tschapieski kehrte zum Tisch zurück und zwängte sich wieder in den Stuhl.

»Ich finde auch, man sollte die Sache lieber im Stillen regeln«, sagte der Blonde etwas nachgiebiger und legte das Telefon zur Seite. »Einer meiner Männer hat mir eine Nachricht geschickt, dass wir heute im Berliner Dom ein weiteres Opfer finden. Vor zwei Tagen hat er uns benachrichtigt, dass am vierzehnten Mai um drei Uhr nachts am Berliner Stadtrand ein Feuer ausbricht.«

Tschapieski machte eine unruhige Bewegung. Seit gestern hatte er an Pressekonferenzen zu diesem Fall teilgenommen und kann-

te alle Einzelheiten: mehr als dreißig Tote, darunter vier Kinder. Wenn nicht plötzlich der Regen eingesetzt hätte, wären noch mehr Menschen verbrannt. Alles deutete auf einen tragischen Unfall hin.

»Das war ein Unfall«, sagte er.

»Ganz sicher.« Paul lachte leise und fügte ernst hinzu: »Unserem Informanten ist es gelungen, in die Strukturen der paramilitärischen Organisation einzudringen, die für die Brandstiftung in der Siedlung und diese Morde verantwortlich ist. Einmal wusste er den Ort, ein andermal den Zeitpunkt. Seit gestern gibt es kein Lebenszeichen mehr von ihm. Er ist verschwunden. Wir suchen nach ihm, bisher ohne Erfolg. Wir wissen, dass die Organisation einen Anführer besitzt, aber nicht, welches Motiv er hat oder für wen er arbeitet.« Paul holte ein weiteres Foto aus der Ledermappe hervor. »Er wird der Prinz genannt.«

»Sie sollten mir sowas nicht erzählen. Das ist Sache Ihres Nachrichtendienstes.«

»Wir sind jetzt per du«, erinnerte ihn Paul und zündete die nächste Zigarette an. »Die rekrutieren ihre Kämpfer aus dem Militär und der Polizei.«

»Aus der Polizei?!«, unterbrach ihn der Polizeipräsident und beugte sich über die Aufnahme, die Soldaten in Bundeswehr-uniformen zeigte. »Unmöglich!«

»Sie rekrutieren ihre Kämpfer aus dem Militär und der Polizei«, wiederholte Paul. »Wir wussten seit Monaten von ihren Plänen. Leider hat unser Mann uns immer erst kurz vor jeder Aktion informiert. Deswegen konnten wir nie etwas verhindern und kamen immer ein paar Sekunden zu spät. So wie heute ... So war es auch bei dem Brand. Ich vermute, der Informant ist aufgefliegen, er meldet sich seit mehreren Stunden nicht bei uns, das hat er sonst immer gemacht. Entweder er ist tot, oder ...« Paul löschte die Zigarette. »Wenn sie ihn haben, brauche ich dir nicht zu sagen, was das bedeutet.«

»Wird er euch verraten?«

Paul antwortete nicht. Er zog noch ein Foto aus der Mappe.

Es war soeben:

– 18.20 Uhr –

Der Polizeipräsident schaute auf das Bild einer hellhaarigen Frau.

»Unbekannte Täter haben sie heute zu Hause vor den Augen ihrer Kinder entführt. Der Mann ist zur Polizei gegangen. Alle Portale sind schon voll davon«, fuhr Paul fort. »Sie ist die Frau eines Politikers.«

»Davon weiß ich gar nichts. Von welchem Politiker? Aus Berlin?«

»Nein, nicht aus Berlin. Ein Lokalpolitiker. Aber immerhin so bekannt, dass eine Affäre daraus wird.«

Tschapieski schwieg verwirrt.

»Das ist noch nicht alles.« Paul zog eine Akte aus der Mappe hervor. »Der Bericht vom Überschlag der Limousine des Verteidigungsministers. Ihm ist nichts passiert. Außer mir und meinen Leuten weiß niemand, dass sich jemand an dem Wagen zu schaffen gemacht hat. Die Entführung der Frau und der Unfall gehen auf das Konto derselben Organisation, die die Pfarrer gekreuzigt hat.«

Der Polizeipräsident sah sein Gegenüber an. Im grellen Licht der Glühbirne erkannte er erst jetzt den schwachen Bartwuchs in dem gut geschnittenen Gesicht, die tiefen Ringe unter den Augen, etwas Grau im hellen Haar. Der Blonde sah stets tadellos aus, war beherrscht und hielt seine Emotionen im Zaum, so auch jetzt, bis auf ein Detail: Die Ader an seinem Hals pulsierte so schnell, dass man beinahe hören konnte, wie das Blut durch sie zum Gehirn strömte. Wie alt mochte er sein? Achtunddreißig? Vierzig? Was für Verwüstungen mochte diese Arbeit schon in ihm angerichtet haben?

»Warum kümmerst du dich nicht selbst darum?«, warf Tschapieski in resigniertem Tonfall ein. »Solche Fälle gibt man nicht aus freien Stücken ab.«

Der Blonde antwortete nicht. Vielleicht überließ er ihm den

Fall sogar, aber Tschapieski war nicht töricht; in Wahrheit überließ er ihm den Fall keineswegs.

Paul sah auf die Uhr.

– 18.26 Uhr –

»Wenn ihr den Fall nicht habt lösen können, wie sollte das dann mir gelingen?«, fragte der Polizeipräsident. »Das dauert Jahre.«

»Du hast eine Woche«, fiel ihm Paul ins Wort. »Der Prinz hat eine größere Sache geplant. Besser, du beeilst dich. Du musst ihm zuvorkommen.« Paul packte die Unterlagen in die Ledermappe. »Nimm unbedingt Kontakt zu Dagmara Bosch auf, sie weiß viel über die Angelegenheit. Vielleicht mehr als ich«, entfuhr es ihm unwillkürlich.

»Mit wem?« Der Polizeipräsident glaubte, sich verhört zu haben.

»Mit Dagmara Bosch. Der Journalistin.«

Tschapieski schwieg.

»Du wirst mit ihr zusammenarbeiten«, sagte Paul mit Nachdruck und durchbohrte Tschapieski mit seinem eisigen Blick.

»Kommt nicht in Frage!« Tschapieski bebte vor Wut. Seit seinen Erlebnissen im Fall Derbach hatte er sich geschworen, nie wieder eine Zivilperson in die Ermittlungen einzubeziehen. Und schon gar nicht Dagmara Bosch! »Kommt nicht in Frage!«, wiederholte er mit Inbrunst.

»Ich fahre weg«, hörte er den Blonden ruhig antworten. »Ich muss für einige Zeit verschwinden. Ich werde euch Nachricht geben. Ich weiß zwar noch nicht wie, aber ich werde es tun.« Sprachs, warf Tschapieskis Handy zu Boden und zermalmte es mit seinem schweren Schuh. Dann bückte er sich und fischte die metallenen Reste der Speicherkarte heraus. »Erste Grundregel«, verkündete er dem schockierten Polizeipräsidenten, »niemals irgendwelche Spuren hinterlassen.«

Er sammelte die Speicherkarte und die Zigarettenstummel aus

dem Aschenbecher ein, wickelte sie in ein Taschentuch und spülte sie in der Toilette hinunter.

»Ich heiße Paul Chagall«, sagte er, als er schon in der Tür stand. »Ich arbeite beim Nachrichtendienst, aber ich weiß nicht einmal, ob der noch existiert.« Nach einer Pause setzte er hinzu: »An die Arbeit, Tschapieski!«

– 18.30 Uhr –

Tschapieski sank langsam an der Wand hinunter und starrte minutenlang ins Leere. Er würde nicht hinausgehen, er war nicht imstande dazu, er würde hier bleiben bis zu seinem beschissenen Tod. Plötzlich begriff er, weshalb Paul genau an diesem Ort mit ihm hatte sprechen wollen. Die unscheinbaren, mit soliden DDR-Platten verkleideten Kellerwände schluckten alle Geräusche und Signale. Hier waren nicht einmal die allermodernsten Systeme in der Lage, irgendetwas einzufangen. Zum Beispiel wichtige Unterredungen, Verhöre oder auch die Schreie eines Wahnsinnigen, die Tschapieski jetzt von sich gab. Ihr Kriminaltechniker Norbert, Garbaty mit Spitznamen – der Bucklige –, hatte ihm einmal zu erklären versucht, worin das Phänomen der DDR-Platten bestand, die ihrer Zeit weit voraus gewesen waren, aber er hatte nichts davon behalten.

Aus Gewohnheit griff er nach dem Handy, um nachzusehen, wie spät es war.

»Verdammte Scheiße!«, fluchte er, da fiel sein Blick auf die lederne Mappe. Sollte Paul sie etwa vergessen haben?

»Er hat sie nicht vergessen«, gab er sich selbst die Antwort. »Dieses Arschloch tut niemals etwas aus Versehen.«

Die Mappe mit den Unterlagen lag auf dem Tisch und wartete auf Tschapieski.



Jacob Jordaens (1593–1678), Mythologische Szene mit dem jungen Bacchus, um 1640, Öl auf Leinwand

Das Gemälde gehörte zum Bestand des Lodzer Julian- und-Kazimierz-Bartoszewicz-Museums für Kunst und Geschichte. Es ist in den Jahren 1939–1945 verschollen.

2. KAPITEL

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr
finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.

Evangelium nach Matthäus 7,7

– Drei Monate früher –

Dagmara zog sich das Basecap fester auf den Kopf und betrat das Gebäude. Mit einem Knall fiel die Tür hinter ihr zu. Im Hauptgebäude der Universität war es still und leer. Dagaras Blick fiel auf die breite Treppe, die vergoldeten Buchstaben auf dem Marmor:

Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert,
es kommt aber darauf an, sie zu verändern.

Karl Marx

Mauern waren eingestürzt, politische Systeme umgekrempelt, und hier sah alles aus wie immer. Sie nahm eine andere Treppe. Momente später war sie schon im zweiten Stock, lief durch den Flur, blieb vor der grauen Tür stehen. Sie steckte den Schlüssel ins Schloss, es knirschte zum Erbarmen. Sie durchquerte den schmalen Raum, schob den Vorhang zur Seite. Sie blickte in die Kabine, dort standen Projektoren, ein Metallschrank, ein Schneidetisch und einige Kinossessel. Sie trat zu der Metallklappe in der Wand, durch die in früheren Zeiten Filme projiziert worden waren, öffnete den Schieber.

Ein Meer von Köpfen. Wieder war sie zu spät. Das Audimax

platzte bereits aus allen Nähten. Nie konnte ihr Informant präzise Zeitangaben machen. Die Mitglieder der Organisation der »Rebellen« verabredeten sich per Flüsterpost, und der Informant gehörte nicht zur Gruppe. Auf der schmalen Bühne stand ein unscheinbarer Mann mit einem Headset, der mit einem langen Zeigestock fuchtelte. Dagmara zählte die Sitzreihen, sah zu den hohen Fenstern hinüber. Auch auf den Fensterbänken saßen Leute, alles zusammen um die fünfhundert Personen. Mehr als in der letzten Woche.

»Loyalität ist der einfachste Weg, um Punkte zu sammeln«, sagte der Mann und deutete auf die große Leinwand. Eine Schemazeichnung zeigte einige Dutzend Kreise, die über Pfeile miteinander verbunden waren.

»Gibst du etwas, bekommst du etwas! Gibst du nichts, bekommst du es zu spüren!«

Im Saal herrschte völlige Stille, die Zuhörer machten Notizen. Dagmara wusste, dass das Publikum keine Handys ins Audimax mitnehmen durfte. Fotos zu machen oder die Vorträge aufzunehmen, war nicht gestattet. Am Eingang strichen die Security-Leute mit einem Gerät, das an einen Metalldetektor erinnerte, an der Kleidung entlang. Im Umkreis von einigen Dutzend Metern gab es keinen Empfang.

»Heute bekommen alle einen zusätzlichen Bonus für die Pünktlichkeit!«, klang es von der Bühne. Brandender Applaus im Saal. Der Mann hob die Hand, sofort kehrte wieder Stille ein. Er stellte sich breitbeinig hin, legte die geballte Faust ans Herz. Die Zuhörer erhoben sich, taten es ihm nach. Sie drehten sich zu den Fenstern, und aus hundert Kehlen stieg ein Ruf – ein tiefes, kehliges »Hu«. Jetzt tauchten auf dem Podium zwei Männer auf, deren lange Mäntel an Soutanen erinnerten. Sie trugen mehrfarbige Fahnen, pochten vier Mal mit den Stangen auf den Boden. Die Versammlung war beendet. Stimmengewirr erhob sich, füllte den Saal.

Dagmara zog ihren Fotoapparat aus dem Rucksack, zoomte heran, so weit es möglich war: die Schemazeichnung auf der Lein-

wand, einzelne Personen, den Vortragenden, die Security, die Typen in den langen Mänteln, die Fahnen, die farbigen Armbinden. Auch dieses Mal waren alle schwarz gekleidet. Sie konzentrierte sich auf die Fahne: rot-gelb-blau, zwei schwarze Adler in der Mitte.

*

Auf der Treppe wäre sie fast mit einem grauhaarigen – nein, einem weißhaarigen Mann zusammengestoßen, der durch die Flure patrouillierte. Hinter ihm zwei finstere Hünen und hinter diesen ... wieder der weißhaarige Typ! Wie sollte der in wenigen Sekunden einmal durch die ganze Uni gespurtet sein? Dagmara dachte, sie sähe vor Angst schon doppelt. Sie drückte sich in die Nische zwischen zwei Säulen. Der Weißhaarige ging die Treppe hinauf, die beiden Muskelprotze liefen an ihr vorbei. Sie schluckte hörbar, betete, dass die beiden sich nicht umdrehen würden. Wen suchten sie? Sie wartete eine Minute, schlich dann durch den Flur zur hinteren Treppe.

Es war schon dunkel und es regnete. Sie verbarg sich noch eine Weile hinter den Bäumen, in der Hoffnung, noch etwas zu sehen, jemanden zu belauschen, doch alle waren offenbar schon auseinandergegangen. Als sie ihren Weg fortsetzte, hielt sie sich nah an den Büschen, vermied beleuchtete Stellen. Sie trat aus dem Tor, stand jetzt auf der Dorotheenstraße. Sie schloss sich einer Gruppe japanischer Touristen an, bewegte sich mit ihnen in Richtung ihres Volvos, den sie bei der Museumsinsel geparkt hatte. Plötzlich bemerkte sie den Vortragenden. Er stieg gerade in einen schwarzen SUV. Das Kennzeichen begann mit einem M? Oder war es doch ein N? Durch die Regenfäden und die Touristengruppe hindurch war es nicht eindeutig zu erkennen. Sie lief zu ihrem Volvo, startete ihn, fuhr mit quietschenden Reifen los. Der SUV hatte schon die nächste Ampel erreicht, bog nach rechts ab. Dagmara blieb bei Rot hängen. Vor ihr warteten bereits weitere Autos, sie stieß einen wütenden Schrei aus, fuhr auf den Gehweg, hätte fast einen Fuß-

gänger erwischt. Langsam rollte sie weiter, suchte mit den Blicken die Straße ab. Von dem SUV war nichts mehr zu sehen.

»Fuck, fuck, fuck!«

Sie schlug mit den Fäusten aufs Lenkrad, bis ihr die Handgelenke wehtaten.

Sie fuhr die Straße Unter den Linden entlang. Bis zum Brandenburger Tor. Fuhr wieder zurück zum Berliner Dom. Und wieder in die Dorotheenstraße. Keine Spur mehr von dem SUV. Resigniert gab sie es auf, kehrte um und hielt zwanzig Minuten später vor ihrem Haus. Sie nahm die Brille ab, das Basecap, ihre blonden Haare fielen ihr über die Schultern. Sie stieg aus. Warmer Regen strich ihr ins Gesicht, die Luft war gesättigt vom Duft der blühenden Bäume. Seit einigen Tagen sank die Temperatur nicht unter fünfzehn Grad. Sie schob das Gartentor auf, der Bewegungsmelder ließ die Lampe aufleuchten, die Katze der Nachbarn lief ihr entgegen, rieb sich schmeichelnd an ihrem Bein. Dagmara wusste nicht, warum das Tier sich so freute. Schließlich mochte sie die Katze nicht. Trotzdem unternahm sie nichts, als sie sich mit ihr durch die Tür drückte.

Dagmara hängte ihre Jacke an den Garderobenhaken, sie rutschte ab und fiel zu Boden. Sie warf den Schlüssel Richtung Flurschränkchen – daneben. Das war nicht ihr Tag heute. Sie ging in die Küche, nahm eine Dose aus dem Schrank. Die Katze sah sie mit treuen Augen an.

»Was für ein komisches Wesen du doch bist.«

Sie beugte sich herab, kraulte die Katze hinterm Ohr.

Auf dem Weg ins Bad zog sie sich aus. Sie drehte das Wasser auf. Schloss die Augen, drückte die Ellbogen an die Fliesen. Das heiße Wasser wusch ihr den Pechsträhnentag von der Haut, den verfrühten Frühling. Sie sah auf den Wasserwirbel am Abflussgitter. Und dachte zum hundertsten Mal an das, was ihr das ehemalige Mitglied der Rebellen gesagt hatte.

»Ich habe Paella gemacht!«, tönte eine Stimme aus der Küche. Dagmara machte fast einen Satz.

»Oh Gott«, flüsterte sie, fasste sich ans Herz.

Die Badezimmertür ging auf, und der Mensch, zu dem die Stimme gehörte, glitt, nachdem er T-Shirt und Hose ausgezogen hatte, zu ihr unter die Dusche.

*

»Hat's dir geschmeckt?«

»Du bist der beste Koch der Welt«, sagte sie und schluckte genüsslich den letzten Bissen. Er hatte sichtlich Freude an den Worten.

»Hast du überhaupt etwas gegessen, als ich weg war?«

»Also jetzt übertreib mal nicht.« Dagmara verdrehte die Augen.

»Aber sag, was meinst du dazu?«

»Wozu?« Er sah sie mit diesem typischen Lächeln an. Sie wusste genau, dass ihn nach drei Tagen Abwesenheit die gemeinsame Dusche nicht hatte befriedigen können.

»Sie dürfen keine Handys benutzen, alle tragen schwarze Hemden, dazu die Fahnen – und das alles im größten Hörsaal der Uni. Ein ehemaliges Mitglied der Rebellen, das mir von allem erzählt hat, will jetzt das Land verlassen. Er hat Angst.«

»Vielleicht eine Sekte?«, bemerkte er und erhob sich. Er nahm die Teller, stellte sie in die Spülmaschine. Offenbar hörte er nur mit halbem Ohr zu.

»Wenn ich's dir doch sage ... Das ist keine Sekte, sondern eine politische Organisation«, erwiderte sie ungeduldig. Er hatte sich immer für ihre Arbeit interessiert, aber jetzt, da sie auf etwas wirklich Unglaubliches gestoßen war, hörte er nicht zu.

»Das sind Radikale. Aber wer hinter dem Ganzen steht, was für Ziele sie verfolgen, das ist unklar.« Nach einer Weile fügte sie noch hinzu: »Ich muss an ein paar Orte fahren.«

»Wohin?«

Sie spürte die Unruhe in seiner Stimme, zuckte die Achseln.

»Wo bist du eigentlich gewesen? Du wolltest doch erst morgen zurückkommen.«

Sie sah ihn an. Er war leicht gebräunt, die von der Sonne gebleichten Haare kräuselten sich über der Stirn.

»Ich habe gearbeitet«, entgegnete er sanft. »Und an dich gedacht.«

»Paul, wo warst du?«, fragte sie noch einmal und trank einen Schluck Wein.

»Schatz, fangen wir nicht wieder damit an.«

Er nahm ihr das Glas aus der Hand, sah ihr begehrend in die Augen.

*

Es war fast vier Uhr am Morgen. Dagmara stand am Panoramafenster der Bibliothek und sah, wie Paul durch den Garten des Nachbarn huschte. Wären nicht die Lampen mit den Bewegungsmeldern gewesen, die er am Zaun und an den Wänden der Villa installiert hatte – sie hätte ihn in dieser Dunkelheit nicht bemerkt. Warum ging er über diesen schmalen, überwucherten Pfad und nahm nicht den vorderen Weg? Wo war er in den letzten Tagen gewesen? Warum verheimlichte er ständig etwas vor ihr?

Als sie sich kennenlernten und Dagmara zu Paul sagte, dass sie nicht in der von ihren Eltern geerbten Villa wohnen und stattdessen lieber in ihre Wohnung zurückkehren wollte, hatte Paul sie gebeten, ihm zwei Monate Zeit zu geben und erst dann ihre Entscheidung zu treffen. Er begann mit der Bibliothek. Die Fenster tauschte er gegen riesige Glaswände aus, montierte Schiebetüren. Die altehrwürdigen Stores und die Kronleuchter hatten jetzt ausgedient. Er hängte die Decke ab, baute Halogenlampen ein. Statt des eingestaubten Sofas gab es moderne Sessel und eine Couch. Auch die Stühle und die Teppiche kamen raus. Er schliff die Dielen ab, erneuerte die Regale. Wochenlang war er damit beschäftigt, die Bücher durchzusehen und zu sortieren. Unangetastet blieb nur der

große Eichentisch. In der ganzen Zeit durfte Dagmara die Bibliothek nicht betreten. Als er es ihr endlich gestattete, verschlug es ihr die Sprache.

»Gefällt es dir?«, fragte er. In seinen Augen war, wie immer, nichts zu lesen, doch ein Muskel seiner Wange zuckte. Was das bedeutete, wusste sie.

»Sehr«, brachte sie schließlich hervor. »Es ist so ... so ...«, sie suchte nach einem passenden Wort.

»Anders«, suggerierte Paul, ohne den Blick von ihr abzuwenden. Er betätigte eine Taste an der Fernbedienung, und von der Decke glitt etwas herab, groß und flach, das an einen Fernseher erinnerte.

Nicht in allen Regalen standen Bücher. In einem lag Kaminholz, andere waren auch leer geblieben, als warteten sie auf einen neuen Einfall. Auf dem Kaminsims standen Fotos von Dagmaras Mutter und ihrem Stiefvater Gerhard, von der geliebten Haushälterin Renate, von Tante Wiesia aus Breslau und schließlich von Dagmara selbst – einmal als Teenagerin, einmal im Erwachsenenalter. Dagmara musste an Gerhards Mutter denken, die ständig wiederholt hatte – da war Dagmara noch ein Kind –, wer der arbeitsame Besitzer dieses Hauses sei. Im Grabe würde sich die Alte jetzt umdrehen! Dagmara blickte auf eine der Wände und sah ein riesiges Gemälde. Vor einiger Zeit hatte sie es in einer angesagten Berliner Galerie entdeckt. Ein Gewirr an Farben, in einer Verbindung von klassischem Stil und Moderne. Nach einer Weile erst konnte man Häuser erkennen, Laternen, Passanten, das pulsierende Leben einer Stadt. Dieses Bild war ihr Traum gewesen, doch entschieden zu teuer. Woher wusste Paul, dass es ihr so gut gefallen hatte? Und woher hatte er das Geld für alles?

»Bleibst du?«, fragte er und küsste sie auf den Hals.

»Warum bist du so versessen auf das Haus?«

»Ich mag die Gegend.«

Sie ließ noch einmal den Blick durch den Raum schweifen, für den sie sich nie hatte erwärmen können. Paul hatte genau das getan, was sie nie gewagt hätte – die Hälfte der Sachen einfach weg-

zuwerfen. Immer suchte er die einfachsten Lösungen, und wenn er einmal eine Entscheidung getroffen hatte, blieb er unbeirrbar konsequent.

Dagmara knipste die Lampe auf dem Kaminsims an, ging zum Tisch. Paul fuhr weg, sehnte sich nach ihr und kam zurück. So war es schon immer. Seit sie sich kannten. Sie sah auf die Papierstapel, die Bücher. Nahm das Heft des ehemaligen Mitglieds der Rebellen, schlug es auf der erstbesten Seite auf. Sie konnte sich nicht konzentrieren. Paul war ja morgens um vier nicht joggen gegangen! Und wieder erschrak sie vor den eigenen Gedanken, verfiel sich in einem Gespinnst aus tausend Fragen. Wohin fuhr Paul, wenn er sie verließ? Und wohin war er jetzt gegangen?

»Genug«, sagte sie und ging in die Küche, um sich einen chinesischen Tee aufzubrühen. Sie musste sich beschäftigen.

*

Paul saß im Schatten. Die Beine auf dem niedrigen Tisch, sah er zu, wie die Finger des dunkelhaarigen Mannes die Geldscheine zählten.

»Ich bin sicher, dass sie auf der Veranstaltung war.«

Der Dunkelhaarige steckte das Geld ein, musterte seinen Auftraggeber, der im Dunkeln saß.

»Was heißt, du bist sicher? Hast du sie gesehen oder nicht?«

»Ich musste die Observierung abbrechen und zu dem Vortrag gehen. Sie dulden keine Verspätung.«

Er nahm einen Schluck Bier aus dem Halbliterkrug. Sie saßen in einer Kneipe in Neukölln, die rund um die Uhr geöffnet war.

»Woher weißt du dann, dass sie dort war?«

»Weil sie nachher einen der Organisatoren verfolgt hat. Sie ist ihm nachgefahren.«

»Und, hat sie ihn eingeholt?«

Paul lachte leise.

»Nein.«

»Und du?«

»Ja!«

Einen Moment herrschte Schweigen.

»Gute Arbeit«, sagte Paul.

»Dann ist das jetzt alles?« Im Gesicht des Mannes zeigte sich Erleichterung.

»Fürs Erste ja«, erwiderte Paul. Und er fügte hinzu: »Was ist das eigentlich für eine Sekte?«

»Das ist keine Sekte, das ist eine politische Organisation. Sie führen ein neues System in Europa ein. Das sind Irre aus der Armee, irgendwelche Beamtentypen ... Sammeln Punkte und glauben an so Runenkram. Beknackte halt. Mit ihren Punkten steigen sie dann in der Hierarchie auf. Ich war sogar mal auf einem ihrer Treffen, in Dresden. Das waren schon ziemlich dicke Fische dort. Hätte nicht viel gefehlt, und sie hätten mich in so eine Schlägertruppe aufgenommen, ich hatte denen wohl gefallen.«

»Dicke Fische?«, fragte Paul. »Wer denn?«

»Politiker von der CSU.«

»In Dresden? Von der CSU?«

»Bei denen geht alles verquer.« Der Dunkelhaarige senkte die Stimme. »Da waren auch Schlapphüte dabei, von einem Ministerium.«

»Von welchem?«

»Verteidigung. Von Emde.«

Jetzt hielt das Schweigen länger an. Paul nahm die Füße von dem niedrigen Tisch und stand auf. Der Dunkelhaarige musterte ihn verstohlen, konnte aber wie üblich nicht viel erkennen. Sein Auftraggeber trug eine Brille, die das halbe Gesicht verdeckte, außerdem hatte er sich die schwarze Kapuze über den Kopf gezogen.

»Du bleibst in der Organisation«, sagte Paul mit seltsam veränderter Stimme. »Du trittst der Schlägertruppe bei und informierst mich über alles.«

Er warf noch einen Stapel Scheine auf den Tisch.

- »In zwei Wochen bekommst du nochmal doppelt so viel.«
»Und was ist mit der Journalistin?«
»Nichts. Du trittst der Schlägertruppe bei.«

*

Dagmara nahm eine Kopfschmerztablette und schaute auf den Bildschirm: schwarzer Hintergrund, weiße Schrift: Die Rebellen. Darunter der Hinweis: »Die Seite wird umgestaltet.« Sie hatte nicht damit gerechnet, dass die Rebellen im Netz besonders aktiv waren, aber dass sie überhaupt nichts finden würde?

Ihr Handy vibrierte.

»Ich kann keinen Server knacken, der nicht existiert«, hörte sie den Informatiker sagen.

»Vielleicht sind sie woanders ...«

»Falls du das Darknet meinst ... da sind sie auch nicht. Dort ist eine Milliarde Rebellen unterwegs, aber nicht die, die du suchst.«

»Es muss etwas geben.«

»Da ist aber nichts! Hast du nicht doch was verwechselt?«

»Wie denn? Ich habe dir doch die Fotos geschickt. Du hast sie selbst gesehen.«

»Dann sind das entweder völlige Stümper oder ...«

»Oder? ...«

»Eine extrem gut organisierte Gruppe.«

»Und die Armbinden und die Fahnen ... werden die denn nirgends angeboten ... kann man die nirgends kaufen?«

»Nichts, keine Spur. Diese Organisation gibt es nicht im Netz. In keinem Netz«, betonte er.

»Gut, danke.« Ihre Enttäuschung war nicht zu überhören. Sie beendete das Gespräch.

»Verdammt!«

Sie sah auf die Notizen, die Bücher. Jetzt würde sie wohl Bibliotheken abklappern und durch ganz Deutschland tingeln müssen, mit allen möglichen Leuten reden, Archive durchforsten. Wäre es da

nicht einfacher, wenn sie den Rebellen beitreten würde? Sie dachte an ihren Informanten, der jetzt seit fast einem Jahr an den Treffen teilnahm und schon recht weit aufgestiegen war. Doch selbst wenn sie jetzt der Organisation beiträte, würde sie wahrscheinlich kaum mehr in Erfahrung bringen können als er in der ganzen Zeit. Neulinge erhielten nur sehr allgemeine Informationen. Erst wenn man eine bestimmte Zahl an Punkten gesammelt hatte, rückte man in die nächste Riege auf. Verbunden war das mit der Unterzeichnung einer Reihe von Verpflichtungen, auch musste man sein Handy mit ihrem System verbinden. Völlige Überwachung. Das war ihr dann doch etwas zu viel, und ohne entsprechende Punkte würde sie nicht weit kommen.

Sie betrachtete die Fotos. Vor zwei Stunden hatte sie die Bilder entwickelt und – um sie besser betrachten zu können – alle an einer Schnur aufgehängt, die sich quer durchs Zimmer spannte.

Zusammen waren es vierzig Aufnahmen. Sie stand auf und musterte sie noch einmal aufmerksam, der Reihe nach. Ihr Stiefvater Gerhard hatte immer gesagt, dass auf Abzügen mehr zu sehen sei als am Bildschirm. Langsam bewegte sie sich von einem Foto zum nächsten, wie ein Offizier, der seine angetretenen Soldaten unter die Lupe nahm. Bei einer Aufnahme blieb sie länger stehen. Sie ging weiter, hielt wieder inne. Das durfte doch nicht wahr sein! Sie kehrte zu dem vorherigen Bild zurück. Ging zum Computer, suchte das Foto. Vergrößerte es, so weit es ging. Vor Erregung schlug sie die Hand vor den Mund.

Sie hörte, wie die Tür zuklappte. Paul kam von seinem nachmittäglichen Training zurück. Mehrmals pro Woche umrundete er den ganzen See. Seit langem schon begleitete sie ihn nicht mehr bei diesen Läufen. Ihr reichten drei Kilometer, ihm waren zwölf fast noch zu wenig.

»Und, was gibt es Neues?«, fragte er und zog das nasse Shirt aus. Auch im Februar lief er halb nackt. Er war kein normaler Mensch.

»Komm und schau's dir an!«

»Eine Beerdigung ...«, sagte er, als er die schwarzgekleidete Menge sah.

»Schau dir den Typen an!« Sie zeigte auf einen nicht sehr großen Mann, ging zum nächsten Foto.

»Und jetzt schau hier ...«

Sie ging zum Computer, vergrößerte das Gesicht des Mannes.

Paul schaute nicht auf den Bildschirm, er legte ihr die Arme um die Hüften. Sie liebte seinen Geruch, liebte seine Berührung, aber jetzt stand ihr nicht der Sinn danach.

»Schau!«, verkündete sie triumphierend. »Ich kenne ihn. Er arbeitet für Tschapieski! Doktor Krenz, der Gerichtsmediziner.«

»Und wer ist dieser Tschapieski?«, fragte Paul.

»Wie – wer er ist? Der Berliner Polizeipräsident!«

Dagmara verdrehte die Augen.

Paul ließ sie los, bückte sich, um die Katze zu streicheln.

»Und? Glaubst du jetzt immer noch, dass das eine Sekte ist?«

Er gab keine Antwort.

»Ich muss prüfen, ob das wirklich Krenz ist«, sagte sie aufgeregt.

»Ich kann das nicht glauben!«

Paul nahm die Katze auf den Arm, ging zum Fenster.

»Es wäre mir lieber, wenn du dich nicht damit befassen würdest.«

In seiner Stimme schwang ein Ton, den sie noch nicht kannte.

In der Stille, die dann eintrat, war nur das selige Schnurren der Katze zu hören.

»Ach, komm ...«

Sie winkte ab.

»Ich möchte nicht, dass du dich damit befasst.« Pauls Stimme klang hart. Er drehte sich um, sie spürte seinen durchdringenden Blick. Seine Augen waren kalt wie Stahl.

*

Er war immer ausgeglichen gewesen. Je kritischer die Situation, desto tiefer seine Ruhe. Jede Emotion konnte er beherrschen. So hatte er jedenfalls bisher gedacht. Jetzt stand er auf der Terrasse und starrte vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Jahrelange Konzentrationsübungen, Sport, Kampf, physische Anstrengung, ein Leben in ständiger Anspannung, Arbeit im Gelände – all das hatte dazu geführt, dass ihn kaum noch etwas aus dem Gleichgewicht bringen konnte. Doch seit er mit dieser Frau zusammenlebte, war alles anders geworden. Er sah aus wie früher, er rauchte wie früher, trainierte wie früher, und er konnte sich einreden, alles wäre wie früher. Doch er wusste, alles war anders. Er dachte an sie, und das schwächte ihn. Er drückte mit dem Schuh den nächsten Zigarettenstummel aus, vertrieb ihn an einer der hölzernen Leisten.

Die neuen Informationen zu den Rebellen deckten sich mit dem, was ihm der Agent und Dagmara zugetragen hatten. Der Autounfall des Ministers Emde und noch ein paar andere Sachen, an denen er arbeitete, standen wahrscheinlich damit in Zusammenhang. Warum nur musste unter allen verdammten Organisationen, die es gab, ausgerechnet diese Dagmaras Interesse wecken? Er kannte sie, oh ja, er kannte Dagmara Bosch. Stur wie ein Esel. Und er hatte einen Fehler begangen, hatte ihr etwas verbieten, sie einschränken wollen. Er wusste, dass sie jetzt nicht mehr lockerlassen würde. So war sie eben. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, wurde die Vernunft nebensächlich. Das hatte er schon bei der Affäre mit Derbach erlebt. Bei der Erinnerung daran schloss er halb die Augen. Ein Glück, dass sie nicht wusste, welche Rolle er damals gespielt hatte.

Die erste Idee war ihm beim Training gekommen. Dann hatte er den Plan wieder verwerfen wollen, doch jetzt, als sie ihm gezeigt hatte, wer noch zu den Treffen der Rebellen kam, wusste er, dass ihm keine Wahl blieb. Er musste sie mit etwas beschäftigen, ihr einen Impuls geben, es war die einzige Möglichkeit, sie zu schützen. Bei dem Gedanken, dass sie einen der Organisatoren verfolgt hatte, wurde ihm mulmig. Er stand auf der Terrasse, sah Schnee-

flocken auf die Knospen rieseln. Bei dem Frost würden die Bäume dieses Jahr wohl nicht blühen. Auf solche Dinge hatte er noch nie geachtet.

*

Die Zusammenkünfte der Rebellen fanden nicht regelmäßig statt. Sie wusste nur, dass sie sich von Zeit zu Zeit an einem Samstag oder Sonntag trafen. Alle Einzelheiten gaben sie untereinander per Flüsterpost weiter. Es blieb nichts anderes übrig, als am Wochenende zur Universität zu gehen und die Lage zu prüfen.

Die nächsten Tage brachte sie damit zu, das Programm der Organisation zu lesen und die Notizen durchzusehen, die ihr Informant während der Auftritte der Parteiführer gemacht hatte, ohne allerdings anzugeben, wer die jeweiligen Redner gewesen waren. Sie folgte der Spur der Buchtitel und Gedankenkürzel an den Seitenrändern der Hefte. Was sie dort fand, deutete auf Kontakte zu radikalen Gruppierungen hin. Und sie verstand, dass sich hinter den Bemerkungen über die Souveränität und den Schutz des Staates rechtes Gedankengut verbarg, das noch aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg stammte. Ständig wiederholten sich Namen wie Giovanni Battista Giurati und Gabriele D'Annunzio. Die erste diesbezügliche Notiz betraf die von ihnen ausgerufene Freie Stadt Fiume, in der letzten ging es um ein »Jubiläum«. Dagmara reimte sich zusammen, dass die Rebellen Feierlichkeiten zum hundertsten Jahrestag der »neuen Ordnung« in Fiume vorbereiteten. Und je mehr sie in Erfahrung brachte, desto mehr Fragen hatte sie. Sie überlegte, ob sie nicht ihren Informanten anrufen sollte, doch beim letzten Mal hatte er ihr schon gesagt, dass er nicht vor den Rebellen in die Schweiz geflohen sei, um jetzt ständig von ihr belästigt zu werden.

Sie rief ihn an.

»Mehr weiß ich auch nicht«, rief er erregt.

»Aber ... nur eine Frage ... Wie viele Untergruppen gibt es in der Organisation?«

Stille.

Wenn er jetzt nur nicht das Gespräch beendete!

»Es müssen einige sein ...«, hörte sie ihn schließlich sagen. »Ich weiß nur von Propaganda und Mathematik. Ah ... und Militär gibt es noch.«

»Militär? Was für ein Militär?«

»Ich weiß es nicht!«

Er kappte die Verbindung.

Sie wählte erneut seine Nummer. Er lehnte den Anruf ab. Sie versuchte es abermals. Er blockierte ihre Nummer. Sie würde wohl in die Schweiz fahren müssen. Militär? Was hatte es damit auf sich? Fragen über Fragen, und es wurden immer mehr.

Sie zählte die Tage von Samstag bis Samstag. Doch etwas Neues würde sie an der Uni kaum herausfinden können, die Treffen im Audimax drehten sich vor allem um das Punktesystem, für den jetzigen Stand ihrer Nachforschungen war das nicht ergiebig. Sie brauchte neue Fotos, und den Mitarbeiter von Tschapieski wollte sie genauer unter die Lupe nehmen. Sie kannte ihn noch von der Affäre um Derbach, es bestand also die Chance, dass sie etwas von ihm erfahren konnte. Als sie aber länger darüber nachdachte, verwarf sie den Gedanken wieder. Es wäre keine gute Idee, wenn sie sich Krenz gegenüber offenbarte. Die Rebellen waren fanatisch auf ihre Sache fixiert. Wenn Krenz tatsächlich dazugehörte, würde er ihr kein Wort verraten. Es sei denn, er arbeitete für Tschapieski. Er könnte ja auch ein Maulwurf sein. Aber warum hätte der Polizeipräsident eine solche Aufgabe ausgerechnet ihm anvertrauen sollen – einem Gerichtsmediziner? Es passte nicht zusammen. Dagmara dachte sich, dass sie mehr erreichen würde, wenn sie sich an seine Fersen heftete. Zuerst musste sie noch einmal überprüfen, ob er auch wirklich auf dem Foto zu sehen war. Ihr Informant hatte gesagt, dass vertrauenswürdige Mitglieder an den Treffen von

Untergruppen teilnehmen würden. Sie wollte zu gerne wissen, welche Untergruppe Tschapieskis Mann ausgewählt hatte.

Den ganzen Samstagvormittag verbrachte sie in einem Café in der Dorotheenstraße, von wo aus sie den Eingang zur Uni im Blick hatte. Sie wusste, dass die Rebellen den Haupteingang von der Straße Unter den Linden mieden. Sie nahmen lieber die Tür, die weniger ins Auge fiel.

Gegen 9.30 Uhr sah sie das erste Grüppchen, sie erinnerten ein wenig an die Zeugen Jehovas. Elegant gekleidet, mit Aktentaschen, sehr steif und ernst. Und wieder fragte sie sich, wie es möglich war, dass die Universität, an der es sonst so turbulent zugeht, am Tag eines Treffens der Rebellen wie ausgestorben wirkte. Wo waren alle Studenten, alle Dozenten, wo waren die Touristen? An jedem anderen Tag eines Wochenendes herrschte hier buntes Treiben, Seminare fanden statt, im Hof der Uni wurden Bücher verkauft, alles war erfüllt von Leben. Jetzt huschten nur hier und dort ein paar verloren wirkende Gestalten herum, die sich über die Leere wunderten – so wie sie selbst. Ihr Informant hatte gesagt, dass die Rebellen gesalzene Summen zahlen würden für die exklusive Diskretion. Damals war ihr das weit hergeholt erschienen. Jetzt sah sie es anders ...

Während die Rebellen Richtung Hauptgebäude gingen, bog sie nach links ab und nahm eine Abkürzung. Denselben Weg war sie auch beim letzten Mal gegangen. Sie kam an dem kleinen Platz vorbei, der Bank, dem Denkmal, und sie wollte eben erneut abbiegen, als sie im Seitenflügel zwei Wachleute bemerkte. Reglos standen sie da, starrten geradeaus. Überrascht wich sie zurück, wusste nicht, was sie jetzt tun sollte. Schließlich ging sie über den Platz, hielt sich im Schutz einer Hecke. Sie bog ein paar trockene Zweige zur Seite. Die beiden Kraftpakete standen immer noch da, murmelten ab und an etwas in ihre Ohrmikrofone. Es sah nicht so aus, als hätten sie die Absicht, ihren Posten zu verlassen.

Das Universitätsgebäude hatte die Form des Buchstabens H, dessen vordere Spitzen an die breite Prachtstraße Unter den

Linden stießen. Die Rückseite ging zur bescheidenen, schmalen Dorotheenstraße hin. Dagmara stand beim linken hinteren Flügel des Gebäudes und wusste nicht, was sie tun sollte. Schließlich fasste sie sich ein Herz – sie wollte es riskieren, dieselbe Tür zu nehmen, durch die eben die Rebellen gegangen waren.

Kaum trat sie über die Schwelle, als ihr Instinkt ihr sagte, dass etwas nicht stimmte. Sie wich in den seitlichen Korridor aus und sah plötzlich zwei Männer auf sich zukommen. Als sie sie bemerkten, begannen sie zu laufen. Über die Treppe stürmte ein Dritter. Dagmara verschwand um die Ecke, lief zu den Herrentoiletten. Was war hier los?, dachte sie fieberhaft, während hinter ihr die Schritte hallten. Sie stürzte in eine der Kabinen, drückte sich an die Wand, die noch aus Karl Marx' Zeiten stammte. Und schon hörte sie, wie gegen die Tür nebenan getreten wurde. Holz splitterte, jemand rüttelte an der Klinke.

»Komm raus, du Sau!«

Die Tür ihrer Kabine brach aus den Angeln, knallte gegen die Toilette.

Dagmara schrie entsetzt auf, zog den Kopf zwischen die Schultern. Lange Arme streckten sich nach ihr aus, gleich würden sie sie packen und aus der Kabine zerren. Doch nichts dergleichen geschah. Sie hörte nur ein Brausen in den Ohren und ein Pochen. Was war das? Vermutlich ihr eigenes Herz! Dann hörte sie Schreie, dumpfe Schläge, ein Ächzen. Sie öffnete die Augen: Vor ihr, zwischen den Trümmern der Tür, lagen ihre beiden Verfolger. Sie war gelähmt vor Angst, konnte sich nicht bewegen. War das ein Traum? Oder war sie dem Tod nahe und sah alles von oben? Schwebte sie unter der Decke? Nein, sie schwebte nicht, sie spürte ihren Körper, und endlich konnte sie sich auch wieder bewegen. Sie lebte, ohne Frage. Aber was war passiert? Sie tat einen Schritt, die Fliesen waren rutschig, sie wollte über die reglosen Wachleute steigen, blieb hängen, verlor das Gleichgewicht und landete auf dem Riesen, der ihr eben noch über die Treppe nachgerannt war. Jetzt lag er bewusstlos unter dem Pissoir. Der Fleischberg dämpfte zwar den

Aufprall, doch schlug sie sich den Kopf am Rand des Beckens an. Ein dröhnender Schmerz. Sie zwang sich aufzustehen und lief los.

Wie sie zum Auto gekommen war – sie wusste es nicht. Sie konnte sich auch nicht mehr erinnern, wie sie eingestiegen war. Erst auf der Autobahn kam sie zu sich. Nur weg von den Rebellen, der Universität, von allem. Als ein Schild auftauchte, das nur noch hundert Kilometer bis Hamburg anzeigte, begriff sie, wohin sie unterwegs war. Sie fuhr zu einer Tankstelle, schaute in den Spiegel. Sie sah furchtbar aus. Getrocknetes Blut an der Stirn, Blutflecken auf der Kleidung. Bei ihrer Flucht zum Auto musste sie ihr Basecap und ihre Brille verloren haben. Der Rucksack lag zum Glück noch auf dem Beifahrersitz. Gott, wenn sie den verloren hätte! Alles wäre weg gewesen: ihr Fotoapparat, ihr Handy, ihr Geldbeutel. Das Geld wäre ja halb so wild gewesen, aber ihre Kreditkarten! Mit ihrem Namen! Wie hatte sie nur so dumm sein können, sie mitzunehmen?! Sie erstarrte bei dem Gedanken, dass ihr Rucksack diesen Typen hätte in die Hände fallen können. Jetzt wüssten sie, dass eine Journalistin ihnen auf den Fersen war. Ihr Telefon zeigte ein gutes Dutzend verpasster Anrufe. Vermutlich Paul. Er rief immer mit unterdrückter Nummer an. Tausend Gedanken ratterten ihr durch den Kopf. Sie mussten ihr Versteck entdeckt haben! Wahrscheinlich hatten sie eine Kamera installiert! Aber wer hatte die Kerle ausgeknockt? Weshalb? Hatte sie noch jemand verfolgt? War jemand hinter ihr her? Wer?

Als sie zu Hause ankam, dämmerte es bereits.

*

Der Himmel war wolkenlos, erhellt von einem fast vollen Mond, der das Schlafzimmer in bläulichen Schein tauchte. Paul saß im Sessel und betrachtete Dagmara. Die zierliche Hand hing wie leblos aus dem Bett. Die blonden Haare flossen vom Kissen bis fast zum Boden. Die bläulichen Adern an der Schläfe fügten sich zu einem komplizierten Muster. Es schien ihm, als wären sie deut-

licher zu sehen als sonst. Mit keinem Wort hatte sie erwähnt, was heute an der Uni geschehen war. Unter den Haarspangen, mit denen sie versucht hatte – so gut es ging –, das Pflaster zu verbergen, flammte ein blauer Fleck. Hatte sie wahrhaftig gedacht, er würde nichts bemerken? Er hob das Buch vom Boden auf, das neben ihrer Hand lag. Offiziere des Dritten Reiches. Er sah in Dagmaras fein gezeichnetes Gesicht. Hatte sie nach dem, was heute passiert war, immer noch nicht genug?

Sie war wirklich unmöglich. Warum interessierte sie sich nicht für Dinge, für die sich Frauen gewöhnlich interessieren? Aber welche Frauen kannte er schon? Mit Ausnahme einer einzigen, die ihm früher einmal viel bedeutet hatte und die auch alles andere als gewöhnlich gewesen war, kannte er eigentlich nur Prostituierte. Aus der Ferne hörte er die Rufe von Wildenten. Kamen sie zurück oder zogen sie fort?

Er tippte eine Nummer in das Handy ein, das er dem Kellner im Café in der Dorotheenstraße gestohlen hatte, und verschickte eine Nachricht in Form eines Bildes: einen Schwarm Zugvögel.

*

Sie wurde wach von Kaffeeduft und einer durchdringenden Kälte. Paul war nicht da. Sie hob den Kopf. Sie hörte einen Hammer pochen, hörte hundert Hämmer pochen – eine Folge des unglücklichen Sturzes in der Herrentoilette, der Schlaftabletten und der zwei ... vier Drinks.

Sie warf sich den Bademantel über, ging zum Fenster. Sie traute ihren Augen nicht. Es lag Schnee! War das möglich? Dass gestern noch Frühling gewesen war und dass irgendwelche Gorillas sie gejagt hatten? Sie spürte, wie sich ihr Magen heftig zusammenkrampfte. Die gestrigen Erlebnisse kehrten mit doppelter Macht zurück. Sie warf einen Blick in den Spiegel und kroch zurück ins Bett. Eine Stunde blieb sie noch liegen, dann begann ihr Rücken zu schmerzen. Sie hatte Angst, Paul zu begegnen. Was sollte sie ihm

sagen? Es gab keine Erklärung für ihre Blessuren im Gesicht. Was immer sie ihm aufzischen wollte – er würde es eh nicht glauben. Ja, und? Dann sagt sie eben die Wahrheit. Dass sie gestürzt ist.

Als sie durch den Flur ging, bemerkte sie, dass Paul Feuer im Kamin gemacht hatte. In der Küche wartete ein Frühstück auf sie. Plötzlich hatte sie das Bedürfnis, ihm alles zu erzählen, zuzugeben, dass er Recht gehabt hätte, aber wie immer, wenn sie ihn brauchte, war er nicht da. Auf dem Küchentisch lag ein Zettel: »Bin beim Training. Hast du Lust auf Kino?« Neben dem Zettel die gestrige Post. Ein Brief von der Bank, ein Katalog und ein dickes A4-Kuvert. Sie wog es in der Hand, betrachtete die kalligrafische Schrift des Absenders. Sie öffnete den Umschlag. Ein handgeschriebener Brief und zwei vergilbte Mappen. Sie erinnerten an Akten aus irgendwelchen Wochenschauen des letzten Jahrhunderts. Was konnte das sein? Sie überflog den Brief. Jemand informierte sie ohne Umschweife, dass an der Spitze der Rebellen der Anführer einer paramilitärischen Vereinigung stehe, die seit Jahren Bundeswehr und Polizei in Deutschland infiltrierte, und dass die Geschichte der Organisation bis in die Nachkriegsjahre zurückreiche – als ehemalige Angehörige der SS am Aufbau der Bundeswehr gearbeitet hätten. Der Absender legte Dagmara nahe, sich mit der Tätigkeit des Generals von Hessler zu befassen.

Im ersten Augenblick dachte sie, der Brief käme von ihrem Informanten, doch als sie die Mappen öffnete, begriff sie sofort, dass dieses Material aus Archiven stammte, zu dem gewöhnliche Sterbliche keinen Zutritt hatten. Lange starrte sie auf die Siegel, die Ösen auf den eingeschlagenen Seiten. Sie las die ersten Sätze und sank auf einen Stuhl.

»O Gott!«

Da hatte ihr jemand eine wahre Atombombe geschickt. Aber wer? Und warum? Etliche Minuten lang konnte sie keinen klaren Gedanken fassen.

Als Paul mit dem Kaffee in die Bibliothek kam, bemerkte sie ihn nicht einmal. Sie hatte unnatürlich rosige Wangen. Las in den Akten.

»Dagmara?«

Sie antwortete nicht.

Pauls Gesicht ließ keine Regung erkennen. Er sah aus wie immer. Erst als er wieder auf dem Flur war, lächelte er kaum merklich.

*

Sie ließ sich schwer auf die Schaukel sinken. Die nicht geölten Ringe quietschten wie in einem Horrorfilm. Der Schnee taute, bei der Terrasse blühten Krokusse. Sie sah auf das Haus, in dem sie nie hatte wohnen wollen. Sie akzeptierte es nur, weil Paul es so lieb gewonnen hatte. Nach Gerhards Tod hatte ihre Mutter nicht hierbleiben wollen, und nach Breslau zurückkehren wollte sie auch nicht.

»Zu wem soll ich denn dort, nach 30 Jahren?«

Dagmara wusste es nicht.

Die meiste Zeit verbrachte Kryschtyna dann in dem kleinen Häuschen in der Provence, das sie vor Jahren mit Gerhard gekauft hatte. Sie zog aus – auch wenn das nie so genannt wurde. Seit Gerhards Tod wohnte sie praktisch nur noch dort. Sie verließ ihre Patienten, ihren Garten, verließ Berlin, die Stadt, in der sie ihr halbes Leben verbracht hatte. Stück für Stück verschwand sie, mit dem letzten Sockenpaar, dem letzten BH, dem letzten Buch. Dagmara ertappte sich dabei, wie sie beim Aufräumen die Wäschestücke ihrer Mutter zählte. Von Zeit zu Zeit holte jemand etwas ab und brachte es nach Frankreich. Einmal kam sie auch selbst, nahm einen ganzen Kofferraum voller Sachen mit. Einmal holte ein Spediteur eine Kommode, einen Spiegel, zwei Lampen. Es blieben nur die Bildbände, die alten Teppiche, die schweren Einbauschränke. Vergangene Jahre. Verfllossene Zeit. Und Gerhards Geist. Der Geist

der Haushälterin. Der Geist von Gerhards Mutter. Alle, die einmal hier gewohnt hatten, wurden zu Geistern.

Dagmara dachte, dass sie mit den Jahren ihrer Mutter immer ähnlicher wurde. Immer öfter hatte sie den Gedanken wegzufahren, so wie ihre Mutter es getan hatte, alle Brücken abzubrechen. Zu vergessen. Ihre eigene Provence zu haben. Vielleicht sollte sie es wirklich tun. Und sich dann in aller Ruhe den Rebellen widmen.

Paul hatte einen Zettel hinterlassen und war verschwunden. Das war seine Art. Jetzt wollte sie es auch einmal so machen. Sie würde ihm einen kurzen Brief schreiben, dass sie in ein, zwei Wochen wiederkomme. Sollte er sich ruhig daran gewöhnen, dass sie das auch konnte – einen Zettel schreiben und verduften.

Sie sah hinaus in die Nacht. Eine herrliche Frühlingsnacht, von funkelnden Sternen erhellt. Der Mond goss einen metallischen Schimmer über den Garten ihrer Mutter. Und plötzlich erfasste sie Sehnsucht nach ihr. Sie musste mit jemandem über all das sprechen. Aber zuerst sollte sie in die Schweiz fahren. Sie hatte so viele Fragen. Und es wurden immer mehr.

© 2020 Magdalena Parys
Für die deutschsprachige Ausgabe
© 2026 Polente Verlag
Rabensburger Straße 17/82, 1020 Wien
www.polenteverlag.com; info@polenteverlag.com

Alle Rechte vorbehalten

By arrangement with Syndykat Autorów – Lit & Script Agency
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Książę* bei Wydawnictwo
AGORA, Warschau 2020.

Der Verlag dankt dem Instytut Adama Mickiewicza für die Erlaubnis zur Verwendung der Abbildungen im Artikel von Agnieszka Sural *22 Precious Works of Art That Vanished During World War II*

Übersetzung: © Lothar Quinkenstein und Hans Gregor Njemz, 2025
Abbildungen: © Instytut Adama Mickiewicza, Warschau
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos von Unsplash/Paul
Hermann: buchgestaltung.at
Typografie, Satz und Herstellung: vielseitig.co.at

Gedruckt in Polen

Bei Fragen zur Sicherheit unserer Produkte wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@polenteverlag.com

1. Auflage, 2026
ISBN 978-3-903634-04-6

E-Book
ISBN 978-3-903634-05-3